

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

~~~~~  
In sechs Bänden.  
~~~~~

Erster Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1864.

V o r w o r t.

Dies Vorwort hat lediglich den Zweck, dasjenige zu rechtfertigen, was diese neue Uebersetzung der Werke Byron's nicht enthält. Dasjenige, was sie enthält, wird, wohl oder übel, sich selber zu rechtfertigen haben.

Zunächst habe ich es unterlassen, irgend etwas, was wie eine biographisch=literarische Einleitung aussieht, in den Kauf zu geben. Ich weiß zwar sehr wohl, daß zwischen der Dichtung und dem Leben Byron's sehr erhebliche und nebenbei höchst interessante Wechselbeziehungen bestehen, und daß der Leser sich durch die Gedichte leicht zu lebhafter Begierde nach biographischer Aufklärung angeregt fühlt. Wenn man aber diesem Begehren einigermaßen Befriedigung gewähren will, muß man doch sehr ins Einzelne gehen, und zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung fehlt es mir hier an Raum. Wer sich im Zusammenhange von diesen Dingen unterrichten will, der findet eine geschmackvolle und verständige Darstellung derselben in den beiden Bänden des Dr. Felix Eberty, „Lord Byron, eine Biographie. Leipzig 1862.“

Uebrigens halte ich es nur für halb wahr, wenn behauptet wird, die Byron'sche Poesie sei ohne biographischen Commen-

tar nicht recht verständlich. Gerade seine meisterhaftesten Werke bedürfen des Erklärers am Wenigsten. Was ist daran gelegen, wenn einmal ein einzelner Vers dunkel, eine einzelne Beziehung unbemerkt bleibt? Die Liebesgedichte können auch den entzücken, welcher von dem Geburts- und Tauffcheine der Besungenen nichts weiß. Die Beredsamkeit des Grammes, des Jornes und der Naturbewunderung wirkt, auch wenn wir nicht augenblicklich angeben können, in welcher Lage der Dichter die Verse schrieb, die uns an diesen Stimmungen Theil nehmen lassen.

Meines Erachtens genügt es für den Leser, welcher vor Allem an den Offenbarungen dieser mächtigen hochpoetischen Natur sich weiden will, wenn er während des Lesens ein in den allgemeinen Umrissen, ähnliches Bild von dem Charakter und dem Leben des Dichters vor Augen hat. Auf das Detail kommt verhältnißmäßig wenig an, und da, wo auch dies zu kennen erwünscht sein mag, läßt sich durch einige kurze Anmerkungen zum Texte leicht nachhelfen. Letztere habe ich in knappen Schranken gehalten: eine Ueberladung poetischer Werke mit gelehrten Noten kommt mir geschmacklos vor. Im Wesentlichen habe ich mich auf die von Byron selbst verfaßten Erläuterungen beschränkt, und auch diese sind, weil sie häufig für unsere Zeit alles Interesse verloren haben, oder auch Dinge erklären, die jeder deutsche Schulknabe weiß, nicht selten gekürzt, zusammengezogen und auch ganz weggelassen worden. Bemerkungen, die mir für den Dichter besonders charakteristisch erschienen, habe ich nicht unterdrückt, auch wenn sie für das Verständniß des Textes überflüssig sind.

Was aber die eben erwähnten Umriffe eines Bildes des Dichters und seines Lebens betrifft, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß beinahe Alle, welche je einen Blick auf diese

Blätter werfen werden, von Lord Byron so viel gehört und behalten haben, wie zum Verständnisse seiner Werke, d. h. der unvergänglichen unter ihnen, erforderlich ist. Ein starkes persönliches Element macht sich allerdings in ihnen geltend, und es erhöht die Wirkung, wenn man dies Element im voraus einigermaßen kennt. Aber, wie gesagt, dazu bedarf es kaum eingehender Studien. Byron's Physiognomie gehört zu denjenigen, deren Wesentliches und Frappantes mit wenigen Strichen sich so zeichnen läßt, daß man sie nicht leicht wieder vergißt. Jedermann hat sich von ihm irgend ein Bild gemacht, und von diesen Bildern sind viele wohl sehr unvollkommen, stark verzeichnet, schlecht colorirt, aber keines ist unähnlich.

So sind auch die Hauptmomente seiner kurzen glänzenden und stürmischen Laufbahn dem Gedächtnisse der Welt eingeprägt geblieben, mit mythischen Zusätzen freilich, aber im Ganzen nicht eben unkenntlich. Wir alle kennen ihn als den Liebling der guten Feen, wie Macaulay ihn dargestellt hat, überhäuft mit den köstlichsten Angebinden, aber zugleich gehaßt und verfolgt von der einen bösen Fee, welche man zu seinem Wiegenbette einzuladen verabsäumt hatte, und die, um sich zu rächen, jeder holden Gabe ihrer Schwestern einen Fluch als Begleiter zugesellt hatte. Der Sohn eines uralten normannischen Adelsgeschlechtes, Pair des mächtigsten Reiches der Erde, Feudalherr einer prächtigen Abtei mit tausendjährigen Eichen und tausendjährigen Erinnerungen, strahlend von Geist und Witz, der Abgott schöner Frauen, mit vierundzwanzig Jahren der gefeiertste Dichter seines Landes, so schien er geschaffen glücklich und siegreich durch die Welt zu gehen, ein Sängler glänzenden Lebensgenusses und ein Herold stolzeiten Selbstgefühls. Aber ihm war die Gabe, glücklich zu sein, nicht verliehen. Wie seine körperliche Schönheit durch

den Sathyrfuß entstellt war, so war sein inneres Leben durch einen Zug dämonischer Leidenschaftlichkeit getrübt, welche es ihm nie gestattete, an „die süße Gewohnheit des Daseins“ sich behaglich zu gewöhnen. Seine Art zu empfinden ward von den Enttäuschungen und den Schmerzen des Lebens tief und nachhaltig, von den Freuden und Herrlichkeiten nur flüchtig und oberflächlich berührt. Sein geistiges Auge sah zu deutlich und handgreiflich durch den schimmernden Schein der Außenseite die dunklen Abgründe des Daseins, als daß er sie jemals, selbst im Strudel der Zerstreungen, hätte vergessen können. Die quälenden Fragen und Rätsel, mit denen dies Leben die nach Wahrheit Dürstenden peinigt, drängten sich ihm mit unabwehbarer Gewalt immer von Neuem auf und folterten ihn um so heftiger, je weniger sein trotziges, ungestümes Herz den Goethe'schen Trost, „daß es schon Etwas sei, an den Grenzen der Menschheit sich zu resigniren,“ anerkennen wollte. So breitet sich über den ritterlichsten Knabenmut, der an Schwimmen, Fechten, Schießen, Segeln, kindliches Behagen findet, und über den Triumphzug der Jünglingsjahre die düstere Wolke eines so tiefen Welt Schmerzes, daß die Philister immer geglaubt haben, der Schmerz sei nur angenommene Maske. Er ist Grundstimmung.

Und diese Grundstimmung zieht unablässig mit allen den feinen Saugröhren eines höchst empfänglichen poetischen Organismus Nahrung aus trüben und erschütternden Ereignissen. Die Kindheit schon leidet unter den krampfhaften Wut- und Zärtlichkeitsausbrüchen einer leidenschaftlichen Mutter. Das Knabenalter weicht ihn bereits in alle Qualen und Wonnen einer inbrünstigen Liebe und hoffnungsloser Eiferjucht ein. Dann mit zwanzig Jahren durchwandert er die schönsten Länder der Erde, die Pflanzstätten der Cultur, welche das

mittelländische Meer umgeben, um überall Krieg, Verwüstung, Entartung und Ruinen zu finden. In die Heimat zurückgekehrt muß er seine Mutter und zwei heißgeliebte Jugendfreunde begraben. Er findet sein Erbtheil zerrüttet, und die gemeinen Sorgen des Lebens treten ihm in ihrer widerwärtigsten Gestalt nahe. Während das Publicum ihn mit Lorbern überschüttet, führt er den trostlosen Kampf mit Wuchezern und Gerichtsvollstreckern. Um den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten, um Newstead-Abtei zu retten, wählt er das unglücklichste aller Mittel. Er heiratet eine Erbin, welche einige Wochen, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hat, plötzlich und heimlich aus seinem Hause entflieht, und ihn, den Ahnungslosen, durch diesen Schritt der maßlosesten Wut eines blindlings entrüsteten Publicums Preis giebt. Die englische Gesellschaft, in einem ebenso komischen wie furchtbaren Anfall tugendhaften Zorns, stößt den eben Hochgefeierten wie einen Ausfägigen von sich und treibt ihn mit Hohn und Schimpf zum Lande hinaus. Voll Ingrimms flüchtet der Verfolgte in die Schweiz, am Genfer See ein Asyl vor seinen Landsleuten suchend; dann weiter nach Italien, in die alte Lagunenstadt, um dort zwischen tollen Faschingsauschweifungen und einsamen Stunden am Schreibpulte die Vergangenheit zu vergessen. Aber es gelingt ihm nie. Erst, als er die schöne und geistvolle Gräfin Guiccioli kennen lernt und mit ihr eine jener Quasi-Ehen eingeht, wie die Sitte Italiens sie gestattete, scheint ein stilleres und beruhigteres Wesen über ihn zu kommen, und fast droht ein zahmer Schluß die bewegte Pilgerfahrt zu entstellen, als plötzlich der Ritterzug nach dem auferstandenen Hellas und der Tod in Missolonghi ein schönes und würdiges Ende dieses merkwürdigsten Dichterlebens herbeiführen.

Während dieser Erlebnisse gehen auf der Weltbühne Dinge vor, welche den tiefsten Antheil des nach idealer Freiheit schmachtenden Herzens in Anspruch nehmen. In dem Augenblicke, wo Byron zwanzig Jahre alt wird, steht Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht; die alten despotischen Höfe Europa's liegen im Staube vor dem Feldherrn der Revolution, zur nicht geringen Genugthuung derer, welche von lebendigem Hass gegen die Tyrannei des anciens régime befeelt sind, zum Jubel der Zahlreichen, welche in dem französischen Soldatenkaiser ein Werkzeug der Vorsehung erblicken, dessen Aufgabe es sei, in Europa für den Tempelbau der Zukunft Raum zu schaffen und den Bauplatz zu ebnen. Der Sturz des Gewaltigen zertrümmert die schwärmerischen Hoffnungen; der Held der Revolution wird von den Generalen der Reaction im Felde überwunden, und zum Märtyrer der Volkssache zu werden, zeigt er in der Stunde der Noth sich nicht groß genug. Auch er wird zu leicht gefunden in der Wage, und anstatt eine neue Aera der Menschheit einzuleiten, hat sein Ehrgeiz nur dazu gedient, die alten Throne neu zu befestigen, das Elend und die Erbärmlichkeit der Restauration möglich zu machen. Die heilige Allianz, der Congreß von Verona, der Sieg der Torypartei in England, — das sind die Früchte von Waterloo. Byron wenigstens vermag keine andern zu entdecken, und man kann es ihm kaum verübeln, wenn er über eine einseitige Betrachtung dieser Dinge sich nicht zu erheben vermag. Er ist in seinen letzten Lebensjahren der tägliche Zuschauer reactionärer Erfolge in einem Lande, wo die Conflictte einen besonders vergifteten Charakter annehmen, in Italien, dessen Patrioten zugleich eine politische und eine nationale Partei bilden, zugleich den Despotismus, die Fremdherrschaft und den Druck der Priesterschaft bekämpfen, und dessen Sache dem freigestimmten sein-

gebildeten Engländer in dem zwiefachen Nimbus glorreicher Erinnerungen und großartiger Zukunftsträume erscheint. — —

Aber dies Vorwort wollte sich ja darauf beschränken, über den Umfang der gegenwärtigen Byron-Ausgabe Eini-
ges zu sagen. Der Inhalt der beiden ersten Bände liegt dem geneigten Leser vor. Die folgenden Bände werden die Poesien über Tasso, Dante, Napoleon, Prometheus u. s. w., den „Traum“, die „Hebräischen Melodien“, die kleineren lyrischen Sachen und von den politischen Gedichten Alles, was nicht geradezu veraltet ist, bringen, zugleich auch diejenigen Dichtungen in dramatischer Form umfassen, deren Lebensfähigkeit ein halbes Jahrhundert erprobt hat, also „Manfred“, „Kain“, „Himmel und Erde“, und „Sardanapal“. Ob man es wagen sollte, dem deutschen Publicum auch die übrigen Stücke darzubieten, welche in dem Vaterlande des Dichters, unbestreitbarer einzelner Schönheiten ungeachtet mit vollem Rechte, der Vergessenheit verfallen sind, scheint mir mehr als zweifelhaft. Ganz unzweifelhaft aber dünkt es mich, daß in eine deutsche Uebersetzung der Werke Byron's unreife Jugendgedichte, ephemere Schwänke und diejenigen polemischen Keimereien, deren Pointen nur die Zeitgenossen verstehen konnten, nicht hineingehören. Für den Litterarhistoriker und den Biographen hat dergleichen sein Interesse. Für den Leser, welcher poetischen Genuß sucht, nicht das geringste. Was würde man wohl von einem Engländer denken, der Goethe's sämtliche Werke, ohne Aussonderung des Abgestorbenen und des Todtgeborenen, mit Haut und Haar ins Englische übertragen und drucken lassen wollte? Immerhin mögen die Originale in den Gesamtausgaben ihren Platz finden, da sie einmal im Drucke existiren; aber ein wenig absurd kommt es mir vor, solche Sachen, welche der Dichter selbst in reiferen Jahren ins Feuer geworfen

haben würde, oder Gelegenheitschriften, welche von gänzlich verschollenen Personen und Büchern handeln, noch gar in eine fremde Sprache zu übersetzen. Da ich mir unter dem Leser einen vernünftigen Mann denke, so bin ich überzeugt, daß er mir hierin Recht geben wird. Es versteht sich von selbst, daß Gedichte von poetischem Werte von dieser Ausscheidung nicht betroffen werden sollen, auch dann nicht, wenn die Ereignisse, aus denen sie entstanden, vergessen oder gleichgültig geworden sind. Endlich versteht es sich nicht minder von selbst, daß „Don Juan“, der Unsterbliche, nicht fehlen wird.

Bremen, im Juni 1864.

Gildemeister.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Giaur.	1
Die Braut von Abydos.	47
Der Korsar.	87
Saraa.	149
Die Belagerung Korinths.	189
Parissina.	223
Der Gefangene von Chillon.	243

Der Giant.

Fragment einer türkischen Geschichte.

Ein tödtlich Gedächtniß, ein Gram in der Brust,
 Wie ein Schatten verfinstert das Weh und die Lust,
 Dem das Leben nichts Hell'eres und Duntleres schickt,
 Dem der Schmerz nicht verwundet, das Glück nicht erquickt!
 Moore.

Kein Hauch der Lüfte! — lautlos ruht
 Um des Atheners Grab die Flut,
 Das Grab, das hell vom hohen Riff
 Zuerst begrüßt das ferne Schiff, —
 Ueber die Lande ragt es weit,
 Die er vergebens hat befreit!

* * * * *

O Land, wo jede Jahreszeit
 Den sel'gen Inseln freundlich lacht!
 O, von Colonna's hoher Wacht
 Auf sie hernieder schauen, macht
 Die Seele fröhlich und verleiht
 Süßen Genuß der Einsamkeit!
 Des Océans Wange lächelt mild
 Und spiegelt duft'ger Berge Bild,
 Und jauchzend badet Wogenschnee
 Die Paradies' in Aegeus Sec;
 Und wenn den blaukrystallinen Raum
 Ein flücht'ger Westwind streift mit Schaum
 Und Blüten pflückt von Busch und Baum,
 Wie wonnig dann die laue Luft,

Wie weckt und weht sie rings den Duft!
 Denn sieh, in Thal und Felsenluft
 Erblüht die Ros' allüberall,
 Die Sultanin der Nachtigal:
 Die Braut, für welche Blüßlil' singt,
 Der Hain von tausend Liedern klingt,
 Gllüht tief erröthend seinem Schall;
 Sie, seine Fürstin, seine Fee,
 Nie krank vom Sturm, nie kalt vom Schnee,
 Von Westens Winternot verschont,
 Lieblost von jedem Wind und Mond,
 Sieht all des Himmels Glanz und Glück
 In sanftem Weihrauch ihm zurück,
 Und dankbar gönnt der Himmel ihr
 Der Seufzer Duft, des Purpurs Zier.
 Und manche Sommerblum' ist dort,
 Und manch verschwiegener Schatt'ger Ort,
 Und manche Schlucht, bequem zur Raft,
 Birgt den Piraten nur als Gast,
 Der unterm Felsenvorsprung lauert,
 Und auf ein friedlich Segel lauert,
 Bis er des Schiffers Cith'er fern
 Bernimmt und schaut den Abendstern;
 Dann mit umhülltem Rudergriff
 Schleicht er, versteckt vom schatt'gen Riff,
 Und stürzt sich wild auf seinen Fang, —
 Dann wird zum Rächeln der Gesang.
 Seltfam, wo liebend die Natur
 Zum Sitz für Götter schuf die Flur,
 Wo sie in ihrem Paradies
 Anmut und Zauber blühen ließ,
 Daß da der Mensch, verliebt in Dual,
 In Wüsten wandelt Flur und Thal,
 Und stampft die Blume, gleich dem Vieh,
 Die eine Arbeitsstunde nie,
 Die weder Pfl'ge heischt noch Mühn,
 Um in dem Zauberland zu blühen,

Die, seiner Sorgfalt ungewohnt,
 Um eins nur fleht, — daß er sie schon!
 Seltsam, wo tiefster Friede ruht,
 Schwelgt Leidenschaft in ihrer Wut;
 Wollust und Raub beherrschen wild
 Mit düstrem Graun das Lustgefühl.
 Es ist, als ob der Teufel Grimm
 Erstürmt den Sitz der Seraphim,
 Als säß' auf jedem Himmelssthron
 Ein losgelass'ner Höllensohn.
 Goldselig Land, zum Glück verkürrt!
 Fluch dir, Tyrann, der es verheert!

Wer je am Bett des Todten stand,
 Eh' noch der Tag des Sterbens schwand,
 Der erste dunkle Tag des Nichts,
 Der letzte Tag qualvollen Lichts,
 Eh', von des Würgers Hand verwischt,
 Der Schönheit Spur langsam erlischt,
 Und wer den Engelsfrieden da,
 Die Seligkeit der Ruhe sah,
 Den festen Zug, doch weichgeschmiegt,
 Der auf den milden Wangen liegt,
 Und — wär' dies dunkle Auge nicht,
 Das nie mehr lächelt, weint und spricht,
 Wär' nicht die kalte, starre Stirn,
 Die eis'ge Stockung im Gehirn,
 Die bei dem trauervollen Schaun
 Uns anweht wie ein Todesgraun, —
 Ja, gäb' uns dies nicht sichere Kunde,
 Wir zweifelten für kurze Frist,
 Für eine trügerische Stunde,
 An des Tyrannen Macht und List;
 So schön, so still, so sanftgewiegt
 Der erste Schlaf des Todes liegt!
 So liegt auch Hellas still und hehr,
 Noch Hellas, doch es lebt nicht mehr!

So grabeschön, so lieblich kalt,
 Doch seelenlos — dich schaudert bald.
 Liebreiz' im Tod sind ihr verlehnt,
 Die nicht mit flieh'ndem Leben fliehn,
 Unheimlich schöner Farbenduft,
 Der ahnungsvolle Schmuck der Gruft,
 Des Lebens Dämmrung bleich und fahl,
 Ein Glorienschimmer um ein Todtenmal,
 Der sterbenden Empfindung Abschiedstrahl,
 Funf' einer Glut, die himmlisch wohl entstand —
 Sie glimmt, doch wärmt nie mehr ihr Lieblingsland!

Heimat der unbergess'nen Helden!
 Du warst, von Flur zum Felsencap,
 Der Freiheit Thron, des Ruhmes Grab.
 Altar gewalt'ger Geister, dies
 Ist Alles, was die Zeit dir lieg?
 Gefrümmter, feiger Sklav, tritt her,
 Sprich, sind nicht dort die Thermopylen?
 Du Knecht aus freiem Blut, das Meer,
 Desz blaue Wogen dich umspülen,
 Sag', welches Meer und Land ist dies?
 Der Golf und Fels von Salamis!
 Wohl kennt ihr dieser Stätten Ruhm,
 Auf! kämpft um euer Eigenthum!
 Aus eurer Väter Asche reißt
 Das letzte Fünkchen Heldengeist,
 Und wer im Kampfe fällt, den preißt
 Die Nachwelt, und sein Nam' allein
 Wird der Tyrannen Schrecken sein,
 Ein Trost, ein Stolz für sein Geschlecht,
 Ein Mahnruf: lieber todt als Knecht!
 Wenn erst die Freiheitschlacht beginnt,
 Erbt sie sich fort zu Kindeskind,
 Und wie sie schwanke, sie gewinnt.
 Bezeug' es, Hellas, ruf' es du
 Unsterblich allen Völkern zu!

Wenn Kön'ge modern, namenlos,
 In staub'ger Pyramiden Schooß,
 Für deine Helben — mag auch allen
 Die Säul' auf ihrer Gruft zerfallen —
 Ein stolzes Monument erstand,
 Die Berg' in ihrem Vaterland!
 Die Muse zeigt dem Fremdling nun,
 Wo sie, die nimmer sterben, ruhn!
 Traurig zu sagen wär's und lang,
 Von Glanz zu Schmach den bittren Gang;
 Kein Feind hat deine Seel' erdrückt,
 Bis sie sich selbst ins Joch gebückt:
 Selbstschändung ließ die Straße frei
 Für Knechtesfrohn und Tyrannei.

Was soll der fremde Dichter sagen,
 Der deines Ufers Saum betrat?
 Kein Lied von deinen Helbensagen,
 Kein Thema, wie in alten Tagen
 Es deine Mus' emporgetragen,
 Oh' Sklaverei der Flur genah!
 Die Herzen deiner Felsenlüften,
 Die Seelen, welche lodern müßten
 Zu hehrer Kampfthat,
 Sie kriechen bis ins Grab, sie schlafen,
 Leibeigne, Sklaven eines Sklaven,
 Stumpf, außer für Verrat;
 Von jedem Laster angesteckt,
 Das ein versunknes Volk besleckt,
 Selbst ohne Tugend wilber Kraft,
 Ohn' eine tapfre Leidenschaft;
 Nur auf den Märkten läßt sich klug
 Die alte List, ererbter Trug;
 Darin, und einzig darin preist
 Man noch des Griechen feinen Geist.
 Der Freiheit Ruf vergebens tönt,
 Ihr Nacken ist ans Joch gewöhnt,

Und liebt die Peitsche, der er fröhnt.
 Ihr Jammer soll mich nicht mehr quälen,
 Ich muß von andrem Weh erzählen,
 Und glaubt mir, der's zuerst vernahm,
 Der hatte guten Grund zum Gram.

* * * * *

Fern über blaues Meeresfunkeln,
 Die schwarzen Felsenschatten dunkeln,
 Den Fischer schreckend, wie im Boot
 Ein Strandpirat und Berg-Mainot,
 Und weit umkreist sein leichtes Schiff
 Den näh'ren Weg am droh'nden Riff.
 So matt er ist von Müß' und Hast,
 So schwer im Kahn die schupp'ge Last,
 Er rubert langsam, aber stark
 Bis Port Leone's Hafensmark
 Ihn aufnimmt bei dem holden Glanz
 Der Mondennacht des Morgenlands.

* * * * *

Wer kommt auf schwarzem Hengst gebraust,
 Den losen Zügel in der Faust?
 Des kirrenden Eisens Donnererschall
 Weckt rings der Grotten Widerhall,
 Hufschlag um Hufschlag, Knall um Knall.
 Der Schaum, der Bug und Flanken fleckt,
 Scheint Brandung, die ein Riff umleckt.
 Zur Ruhe sinkt die Meerflut nun,
 Die Brust des Reiters kann nicht ruhn,
 Und sanfter ist das Donnerchau'r
 Als deine Seele, junger Giaur!
 Dich kenn' ich nicht, dein Volk verschmäh' ich,
 In deinen Zügeln aber spä' ich
 Ein Etwas, was die Zeit fortan
 Nur dunkler färbt, nie tilgen kann.
 Die junge Stirn trägt, bleich und fahl,

Der Leidenschaften brennend Mal;
 Du schlugst den bösen Blick zur Erde
 Und flogst wie Sturm auf deinem Pferde,
 Doch sah ich dich: Du bist ein Mann,
 Den jeder gläubige Osman
 Nur meiden oder tödten kann.

Er flog dahin, und wie gebannt
 Folgt' ihm mein Blick, bis er verschwand.
 Obwohl er wie ein Geist der Nacht
 Entflohn war, eh' ich's recht bedacht,
 Sein Anblick prägte spukhaft wild
 In mein Gehirn ein stürmisch Bild;
 In mein erschrocken Ohr noch lang
 Des Rappens flieh'nder Hufschlag klang.
 Er spornt sein Roß, er naht der Schlucht,
 Die dunkel abstürzt in die Bucht;
 Er schwenkt vorbei, die Felsenmauer
 Schirmt ihn vor meines Auges Lauer;
 Denn unwillkommen im Genick
 Des Flieh'nden ist des Spähers Blick;
 Der kleinste Stern scheint noch zu klar
 Für eine Flucht, wie diese war.
 Er schwenkt' ums Riff, — doch erst ins Thal
 Schaut' er, als wär's zum letzten Mal;
 Ein Weilschen hemmt er seinen Lauf,
 Ein Weilschen schnob sein Kenner auf,
 Ein Weilschen hob er sich im Bügel, —
 Was späht er zum Olivenbügel?
 Der Halbmond schimmert durch das Grün;
 Vom Minaret die Lampen glühn;
 Obwohl zu fern, als daß ihr Knall
 Herüber tönt' im Widerhall,
 Zeigt lust'ger Salven Blitz und Rauch
 Des Islam heitren Festesbrauch.
 Heut, wenn die Sonne sinkt im West,
 Heut Nacht beginnt das Weiramfest;

Heut . . . was ist dir die heil'ge Nacht?
 Dein Blick ist scheu, fremd deine Tracht:
 Was hat ein Giau'r dabei zu sehn,
 Zu flüchten oder still zu stehn?
 Er stand, — auf seiner Stirne blaß
 Zuckt' es wie Furcht und dann wie Haß,
 Haß, — nicht die rote, flücht'ge Blut,
 Der jähe Scharlach kurzer Wut,
 Nein, einem Leichenmarmor gleich,
 Dülster und doch gespenstisch bleich.
 Sein Aug' ist gläsern, Haupt gesenkt,
 Er hebt den Arm, und grimmig schwenkt
 Die Hand er, als ob sein Gedanke
 Noch zwischen Flucht und Rückkehr schwankte.
 Des Zauberns überdrüssig längst
 Wiehert sein rabenschwarzer Hengst;
 Da blitzend fährt die Hand aus Schwert;
 Vor jenem Schall sein Traum entflucht,
 Wie Eulenschrei den Schlaf verscheucht.
 Vom Sporn des Kenners Flanken beben,
 Fort — fort — er reitet um sein Leben;
 Wie ein geschleudert Wurfgeschosß
 Fliegt vor dem Stoß dahin das Ross.
 Er schwenkt ums Cap; der Sand am Meer
 Dröhnt unterm Hufschlag nun nicht mehr;
 Hinter dem Riff verschwunden ist
 Der droh'nde Helm, der stolze Christ.
 Es waren Augenblicke kaum,
 Daß er gehemmt des Rappen Zaum;
 Nur Augenblicke hielt er Raft,
 Dann floh er, wie vom Tod erfaßt;
 Doch wogten in dem Ru durchs Herz,
 Winter von unvergeßnem Schmerz,
 Gesammelt in dies Tröpfchen Zeit,
 Jahre voll Schuld und Herzeleid.
 Wer fürchtet oder liebt und haßt,
 Fühlt in Secunden Jahres Last:

Was mußt' er fühlen, dessen Geist
 Furcht, Lieb' und Haß zugleich zerreißt?
 Dies kurze Grübeln, wer ermüßt,
 Wie lang in seiner Qual es ist?
 Es war ein Nichts im Buch der Zeit,
 Für den Gedanken Ewigkeit!
 Denn wie das Weltall ohne Schranke,
 So ist unendlich der Gedanke,
 Der in sich selbst Weh ohne Rast
 Und ohne Trost und End' umfaßt.

Die Stund' ist um, der Giaur ist fort;
 Entkam er, oder fiel er dort?
 Verflucht sein Kommen und sein Gehn!
 Um Hassan's Sünd' ist dies geschehn,
 Ward sein Palast zur Gruft gemacht.
 Er kam, er ging, wie des Simuns Macht,
 Der Bote des Todes, der Herold der Nacht,
 Vor dessen Pesthauch selbst das Laub
 Der Grabcypresse schrumpft zu Staub,
 Des dunklen Baums, der ewig traurig ist,
 Des Einz'gen, der die Todten nicht vergift.

Fort ist der Kenner aus dem Stalle;
 Kein Sklave weilt in Hassans Halle;
 Das dünne, graue Netz der Spinne
 Webt langsam sich um Wand und Rinne;
 Im Harem baut die Fledermaus;
 Auf hohem Thurm des stolzen Bau's
 Hält nun der Uhu trotz'ig Haus;
 Der wilde Hund umheult den Quell
 Mit grimmem, durstigem Gebell,
 Denn im marmornen Bette versiegt der Born;
 Dort modert der Schutt und wuchert der Dorn.
 Wie lieblich einst war seine Kühle,
 Sein plätschernd Spiel in Sommers Schwüle,
 Wenn hoch die Silberfunken flogen

In immer neu geschwungnem Bogen,
 Die Luft in wonn'ge Frische tauchend
 Und grünen Schmelz aufs Erdreich hauchend!
 Süß war es, wenn in Mondespracht
 Die Wellen flüssigen Lichtes sacht
 Raufschten in wolkenloser Nacht.
 Oft hat am Rande dieser Bogen
 Hassan als Kind des Spiels gepflogen,
 Und oft auf seiner Mutter Schooß
 Sang ihn in Schlaf der Flut Gesos.
 Oft auch dem Jüngling schmeichelnd klang
 An ihrem Saum der Schönheit Sang,
 Bis mit den weichen Melodien
 Des Quells Musik verschmolzen schien.
 Doch nie wird Hassan's Alter nun
 Am Rand im Dämmerlichte ruhn;
 Verschrumpft ist seines Brunnens Flut,
 Versiegt ist seines Herzens Blut,
 Und hier wird nie mehr Menschenstimme
 Gehört in Freude, Leid und Grimme,
 Seit schwellend wild im Wind und bang
 Der Weiber Leichenklage klang.
 Nun schweigt auch die; stumm liegt das Haus;
 Nur die Fenster klappern im Windesgebraus;
 Ob Sturmwind rast, ob Regen fließt,
 Niemand, der ihre Kiegel schließt.
 Glück scheint es, in der Wüste Graun
 Die schwächste Menschenspur zu schaun:
 So rief hier das hängste Ach
 Ein Echo, wie Erlösung, wach;
 Es spräche doch: „Nicht Alles starb!
 Ein Leben blieb, das nicht verdarb!“
 Denn mancher goldne Saal ist drinnen,
 Wohl wert der Oede zu entrinnen,
 Und des Verfalles Krebsgeschwür
 Fraß langsam erst durch Wand und Thür.
 Doch Grauen hängt um Dach und Thor;

Kein Fakir wartet mehr davor;
 Kein Derwisch hält dort fürder Raft;
 Denn keine Mild' erquickt den Gast;
 Dort mag kein milder Fremdling weilen,
 Um segnend Salz und Brot zu theilen;
 Achtlos und unbeachtet gleich
 Vorüberziehen Arm und Reich.
 Denn edle Sitt' und frommer Sinn
 Starben mit Haffan's Leben hin.
 Sein Dach, das Allen Zuflucht bot,
 Ist nun ein Hungertthurm der Not;
 Die Gäste zerstoßen, es flohn die Vasallen,
 Als sein Haupt vor dem Säbel des Christen gefallen.

* * * * *

Ich hör' den Schall von nah'nden Füßen,
 Doch nicht ein Wort, mein Ohr zu grüßen;
 Turbane kann ich unterscheiden
 Und Yataghan' in Silberscheiden.
 Born geht ein Mann, den grüne Tracht
 Als Emir Allen kenntlich macht.
 „Wer bist du? he!“ — Mein Salem lehrt,
 Daß euer Knecht den Koran ehrt.
 Die Last, die ihr so sänftlich tragt,
 Die euch, so scheint's, mit Sorgen plagt,
 Sie birgt wohl einen reichen Schatz?
 Mein armes Boot ist gleich am Platz.

„Du redest wahr: dein Schifflein rülste,
 Fahr weg uns von der stillen Rülste;
 Nein, laß das Segel ungespannt,
 Das nächste Ruder nimm zur Hand,
 Und zwischen hier und jenen Klippen,
 Wo unter dunklen Felsenrippen
 Finster und tief das Wasser ruht,
 Dort mache Raft. — So, das ist gut,
 Die Fahrt ging rasch, — und doch, sie war

Die längste Reise, die fürwahr
 Je Eine — — — — —

* * * * *

Es klatschte dumpf, dann sank es leise,
 Die stille Flut zog ihre Kreise.
 Ich spähte, wie es sank; mir schien,
 Als reg' es sich im Niederziehn
 Der Strömung, — nein, es war der Glanz,
 Der zitternd spielt' im Bogentanz.
 Ich sah es schwach und schwächer blinken,
 Wie Kieselsteine, die versinken,
 Ein weißes Fleckchen, langsam schwindend,
 Erst perlenhell und dann erblindend — — —
 Und Niemand kennt sein Räthsel je,
 Als nur die Genien der See,
 Die, zitternd in korallner Zelle, .
 Kaum flüsternd es vertraun der Welle.

* * * * *

Gleichwie auf ihrer Purpurschwinge
 Die Königin der Schmetterlinge
 Kaschmir's smaragdne Aun durchschwirrt,
 Den jungen Jäger lockt und kirt,
 Von Kelsch zu Kelsch, von Ast zu Ast
 Ihn weiter führt in milder Hast,
 Und fliegt dann auf; er schaut ihr nach
 Mit glüh'nder Brust und bangem Ach:
 So lockt der Schönheit holdes Bild
 Die großen Kinder durch's Gefild,
 So farbenschön und flügelwild,
 Zu eitler Jagd der Wunsch' und Sorgen,
 Voll Thorheit heut, voll Thränen morgen.
 Und wird erhascht das arme Ding,
 Sei's Mädchen oder Schmetterling,
 Droht ihm das gleiche schlimme Ziel
 Durch Mannes Laun' und Kindes Spiel.

Die Hände, die so schmeichelnd warben,
 Verwischen seine hellsten Farben,
 Bis Reiz und Glanz im Staube liegen;
 Dann läßt man's fallen oder fliegen,
 Mit wundem Flügel, blut'ger Brust, —
 Dahin die Ruh', dahin die Lust!
 Kann jener noch mit kranken Schwingen
 Von Rosen sich zu Tulpen schwingen?
 Kann Schönheit lächeln, wenn die Schmach
 Die Lauben ihres Glücks zerbrach?
 Nein, weiter schwirrt der Brüder Spiel,
 Kein Flügel naht sich ihm, der fiel,
 Und sanfte Fraun mag Gnab' erweichen,
 Nur nicht für Fehler ihres Gleichen;
 Das Unglück findet Trost und Huld,
 Nur eins nicht, — einer Schwester Schuld.

* * * * *

Ein Herz, von sünd'gem Gram bedrängt,
 Ist wie im Feu'r ein Skorpion:
 Die Flamme, die ihn rings umfängt,
 Im Kreise langsam sich vereugt,
 Bis, tausendfach von Glut versengt,
 Rasend in trotz'gem Hohn,
 Er nur ein einzig traurig Heil
 Im Stachel findet, dessen Pfeil
 Den Feinden sollte drohn.
 Ihn, dessen Gift umsonst nie quillt,
 Der schmerzend alle Schmerzen stillt,
 Bohrt er ins Hirn verzweigungswild.
 So lebt, so stirbt der finstre Geist,
 Wie Skorpion von Feu'r umkreist;
 So schrumpft das sünd'ge Herz zusammen,
 Vor Gott und Welt in Bann und Acht,
 Drunten Verzweiflung, droben Nacht,
 Drinnen der Tod, ringsum die Flammen!

* * * * *

Der schwarze Hassan flieht voll Gram
 Den Harem und die schönen Frau;
 Dem ungewohnten Weidwerk weiht
 Er ohne Jagdlust alle Zeit.
 So pflegte Hassan nicht zu fliehn,
 Als Leila's Stern im Harem schien.
 Weilt Leila heute nicht mehr dort?
 Nur Hassan kennt des Rätsels Wort;
 In unsrer Stadt geht dunkle Sage,
 Sie sei geflohn am letzten Tage
 Des Ramasan, wann die Moscheen
 Hell von Millionen Lampen stehn,
 Des Beiramfestes Feierglanz
 Durchs weite Reich des Morgenlands.
 Da ging sie aus, man meint' ins Bad,
 Doch leer fand Hassan ihren Pfad;
 Sie war vor seines Jornes Drohn
 In eines Pagen Tracht entflohn.
 Und hatte, seiner Macht entrückt,
 Statt ihres Herrn den Giaur beglückt.
 Von Argwohn frei war Hassan nie,
 Doch schien so hold, so zärtlich sie,
 Daß er der Sklavin noch vertraute,
 Als sie Verrat und Unheil braute.
 Er ging den Abend zur Moschee
 Und schmaust' im Kiosk an der See.
 Sein schwarz Gesind' erzählte dies,
 Das seinen Schatz entschlipfen ließ;
 Doch andre sagen: jene Nacht,
 Als eben bleich der Mond erwacht,
 Sah man den Giaur, doch ihn allein,
 Auf schwarzem Hengst am Meerestrain
 Mit blut'gem Sporn in flücht'gem Lauf,
 Nicht Weib noch Page hintenauf.

* * * * *